

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 5

Artikel: Christine Berthold [Fortsetzung]
Autor: Nuss, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXI Jahrgang.

Zürich, 1. Dezember 1927.

Heft 5

Wintergang.

Diese Stille ohnegleichen
soll kein Menschenlaut durchweh'n;
leise nur, wie auf den Zeh'n,
möcht' ich hier vorüberschleichen.

Dicht verhüllt von Nebelschleiern,
birgt sich mir das weite Land,
und in ihrem Schneegewand
muß die Erde schlummernd feiern.

Aber plötzlich hebt ein Klingen
in der Winterstille an,
und der tiefverschneite Tann
lauscht dem nie gehörten Singen.

Dankgebete, Jubellieder
strömen hell aus meiner Brust...
Und voll neuer Daseinsluft
steig' ich in den Alltag nieder...

Margarete Schubert.

Christine Berthold.

Roman von Emma Ruß.

(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Von nun an begann für Christine ein neues, ungeahnt schönes Leben. Ihre Freundschaft mit Susi erschien ihr wie ein seltenes Kleinod, das ihr unerwartet in den Schoß gefallen war.

Und auch Susi empfand eine innige Zuneigung für die Freundin, deren ruhige, starke Persönlichkeit großen Einfluß auf sie hatte. Christine war auch der einzige Mensch, der sie ernst zu nehmen schien. Mit ihren übrigen Freundinnen verbanden sie nur rein gesellschaftliche Interessen; der Onkel verhätschelte sie wie ein vermöhntes Kind, die Bekannten wetteiferten stets mit ihm darin, und Werner Krüz — —? Der hatte nur gutmütigen Spott für sie und all ihr Tun. Darum glaubte sie ihn manchmal zu hassen, stampfte in seiner Gegenwart zornig mit dem Fuße auf, wenn

jedes ernste Wort von ihr ein wohlwollend entschuldigendes Lächeln bei ihm hervorrief, und sehnte sich nur um so mehr nach seiner Gegenwart, wenn er nur kaum das Haus verlassen hatte. So erschien ihr Christine als willkommene Ablenkung in ihrem ohnmächtigen Ringen um den Geliebten. Mit ihr kam ein ganz neuer, ihr fremder Interessenkreis in Susis Dasein.

Sie besuchte die Freundin in ihrer bescheiden möblierten Stube bei Frau Zwesten, sie fing an, diese Stube umzumodeln, brachte Bilder und Kissen und allerhand kleine Luxusgegenstände, während Christine ahnungslos im Geschäft an ihrer Arbeit saß. Als sie dann nach Hause kam und diese glanzvolle Veränderung bemerkte, blieb sie überrascht auf der Schwelle stehen und rief dann laut lachend: „Frau Zwesten, Sie wollen mich wohl in der Miete

steigern, oder haben Sie das große Los gewonnen, daß Sie mich hier wie ein verwöhntes Prinzesschen in weiche, seidene Kissen setzen wollen?"

Verjähmt lächelnd kam die Wirtin herbei: „Ach, Fräulein Berthold, das hat ja doch Fräulein Peters alles heute hier angeschleppt.“

„Fräulein Peters hat das gebracht?“ Fast unmutig klang die Frage.

Die Wirtin nickte und bemerkte erstaunt die Wirkung von Susis heimlicher Aufmerksamkeit.

Dann sprach Christine nicht mehr davon und nahm ihre Mahlzeit ein, die Frau Iwisten ihr auftrug.

Schon am nächsten Tage hatte Susi das meiste wieder abholen müssen.

„Das ist doch nichts für mich, Susi,“ hatte Christine ihr gesagt. „Wenn ich abends meine Bücher und Arbeiten vorhabe, dann sitze ich auf meinem Rohrstuhl, und deine hübschen Kissen liegen mir im Weg, da ich den geringen Raum hier für meine Hefte und Schreibereien brauche. Und dann, Susi — nimm mir's nicht übel — bedarf es denn solcher Geschenke, um mir zu zeigen, daß du mich lieb hast?“

„Aber Christel,“ meinte Susi gekränkt, „ich wollte es dir behaglicher hier machen. Du tatest mir so leid in dieser fahlen, bescheidenen Stube.“

Da sah sich Christine erstaunt um. „Kahl und bescheiden nennst du die Stube? Und ist doch mein Reich, entspricht doch meinem Stand, Kind. Weißt du noch, wie wir im Waisenhaus nur eigentlich kleine Gefangene waren, kontrolliert in Wort und Blick und jedem Schritt? Und hier bin ich Alleinherrscherin, reich und glücklich und habe sogar dich wieder dazu gefunden! Was fehlt mir denn noch, du Dummerchen?“

Glückstrahlend sah sie sich um, und lächelnd sagte sie: „Bei Weißhaupts hatte ich ein weißgetünchtes Dachstübchen, so klein und winzig, daß ich die Türe öffnen mußte, wenn ich mich an- oder auszog. Hier habe ich meine große, gutmöblierte Stube. Später kommt dann meine eigene Wohnung, dann die Villa und zuletzt — — —“

„Der Palast!“ spottete Susi.

„Wer weiß?!“ meinte Christine nachdenklich. „Ich stehe ja erst auf der niedrigsten

Sprosse der Lebensleiter. Die aber ist hoch, und ich will hinauf.“

Das junge verwöhnte Mädchen sah verblüfft in das blasser Gesicht der Freundin. „Wenn ich doch nur ein kleines Teilchen deines starken Willens hätte!“ sagte es bedrückt. „Dir muß ja alles gelingen, Christel.“

Und unvermittelt begann Susi von Werner Krüz zu sprechen: „Weißt du, sein Vater vergöttert ihn,“ plauderte sie, und Christine fiel es schwer, sich ihren Chef bei solcher Betätigung vorzustellen.

„Seine Mutter ist eine halbe Gelehrte, die keinen Kaufmann leiden kann. Sie hat es auch durchgesetzt, daß Werner Jurist wurde.“

Christine entgegnete nichts darauf.

„Ich muß noch allerhand Besorgungen machen für die Weihnachtskisten vom Waisenhaus. Onkel Ernst schickt doch noch jedes Jahr wie damals den Kindern die Geschenke. — Kommst du mit in die Stadt?“

Gern begleitete Christine die Freundin, und sie kauften und scherzten und kramten tausend Erinnerungen aus, die alle die Stätte ihrer Kinderjahre zum Ziele hatten.

Im besten Einvernehmen trennten sie sich. Christine verstaute Susi förmlich in deren Auto inmitten der unzähligen Päckchen und Schachteln und rief ihr zärtlich nach: „Auf Wiedersehen, kleiner Weihnachtsmann!“

„Und am Sonntag kommst du schon früh, daß wir den ganzen Tag vor uns haben?“

Christine wollte freudig bejahen, doch sie sah durch die Scheiben des Wagens gegenüber einen Augenblick ein paar scharfe, blaue Augen auf sich gerichtet, und die Worte blieben ihr in der Kehle stecken.

Ihr war zumute wie einem Menschen, der träumt, zu fliehen, und doch nicht von der Stelle kommt. Ihre Füße blieben wie angewurzelt und — da stand auch schon Werner Krüz tief aufatmend vor ihr.

„Wie ich mich freue — wie ich mich freue!“ sprach er glücklich aufseufzend und preßte ihre Hand, bis sie ihm leise entzogen wurde.

„Ich brachte Susi — — —“ begann sie nun.

„Ich weiß ja. Ich beobachte Sie doch schon eine ganze Weile zusammen.“

„Und warum geben Sie denn erst jetzt Ihren Beobachtungsposten auf?“

„Fräulein Berthold“ — er sah sie treuerherzig an — „weil ich — mich unbändig freute, einmal wieder ein paar Augenblicke ganz allein mit Ihnen plaudern zu dürfen.“

„Haben Sie mir denn so etwas Wichtiges zu sagen, daß es meine Freundin nicht auch hören dürfte?“ fragte sie nun mit erzwungener Ruhe.

Da blieb er in der menschenleeren Straße, in die sie eingebogen waren, plötzlich vor ihr stehen und sah sie mit einem Blick an, daß sie fachte ihre stolze Abwehr schwinden fühlte.

„Fräulein Berthold, warum behandeln Sie mich, wann immer ich Sie auch sehe, stets wie einen Menschen, vor dem Sie fortwährend glauben auf der Hut sein zu müssen? — Habe ich Sie schon jemals belästigt, oder vermiften Sie in meinem Benehmen irgendwann einmal den Ihnen schuldigen Respekt?“

„Nein — nein,“ flüsterte Christine, „aber —“ und nun blickte sie voll zu ihm auf — „der einzige Mensch auf der Welt, zu dem ich ein Zugehörigkeitsgefühl empfinde, seit ich denken kann, ist Susi Peters. Ich liebe Susi, wie ich eine Schwester nicht weniger lieben könnte, Herr Krüß — — —“

„Und was hat das damit — — —“ Er vollendete nicht und sah ihr in plötzlichem Verstehen in das bleiche Antlitz. Doch in jäher Freude griff er nach ihrer Hand: „Kann ich denn dafür, daß ich die Pläne meines Vaters zertrümmern muß? Und könnten Sie künftig nur ein wenig freundlicher zu mir sein, Christine, wenn ich Ihnen sage, daß es nur eine fixe Idee meines guten Vaters ist, das Bankkonto Stoewings mit dem unsern zu vereinigen?“

Aber sie löste hastig ihre Hand aus der seinen. „Dann handeln Sie unverantwortlich, Herr Krüß, oder ich muß annehmen, daß Ihre häufigen Besuche im Hause Stoewing nur Ihre Eitelkeit befriedigen sollen.“

Er sah betroffen auf: „Ich glaube wahrhaftig, Sie haben recht, Fräulein Berthold. Es ist eine niederträchtige Art der Männer, sich in den Schwächen der Frauen zu sonnen,“ gab er nachdenklich zu.

Fast feindselig blickte Christine in seine sie suchenden Augen. Doch er fuhr rasch fort: „Verstehen Sie mich nicht falsch, Christine. In diesem Falle habe ich bewußt keine Schuld. Sie haben mich jetzt erst darauf gebracht, wie unvorsichtig ich wohl gewesen sein mag. — Herrgott

— und jetzt begreife ich so vieles, auch bei Ihnen. Christine — waren Sie deshalb immer so schrecklich abweisend gegen mich, wenn ich Sie bei Stoewings traf, oder gönnten Sie mir darum kein Wort außer einem formellen Gruß, wenn ich diese letzten Wochen in ungeduldiger Freude und Erwartung das Geschäft meines Vaters betrat? — Sprechen Sie — sagen Sie mir nur ein Wort, daß Sie mich verstehen, daß Sie wissen, wie ich Sie — — —“

„Still — still!“ rief Christine mit schwacher Stimme. Sprechen Sie nicht weiter — ich verstehe Sie nicht und kann Sie auch niemals verstehen.“

„Aber weshalb denn nicht?“ stieß er erregt hervor. Doch sie schüttelte abwehrend das Haupt und bat dringender:

„Gehen Sie jetzt, Herr Krüß. Ich muß nach Hause und — und — vergessen Sie nicht, daß ich ein herrenloses Gut ohne jeden Schutz und nur auf mich selbst — auch in solchen Fragen — angewiesen bin.“ Ihre Stimme klang zuletzt klar, und ihr Schritt war fest, als sie ihm zurückend rasch um die Ecke bog und in der lebhaften Geschäftsstraße verschwand.

Wie gehetzt flog sie an den Menschen vorüber und betrat schein und leise ihre dunkle Stube, die sie hinter sich abschloß. Sie hätte um keinen Preis jetzt eine menschliche Stimme vernehmen mögen. Nur diese eine Stimme sollte in ihr weitertönen, und die Dunkelheit sollte ihr seine Augen, diese hellen, heißen Augen weiterleuchten lassen. Kein Licht durfte jetzt etwa mit grellem Schein unbarmherzig den Schleier zerreißen, der ihre Gedanken umwob: Sie stand ja noch im Geiste in der düsteren Straße — sie fühlte ja, wie sie eben nachgab, wie sie die Augen öffnete, die all ihre zurückgedrängte, so tapfer verborgene Liebe scho-nungslos verrieten. Senkte er jetzt nicht auch seine Augen tief in die ihren, und streckten sie sich nicht die Hände in überströmendem Gefühl entgegen —? „Werner — Werner, hilf mir, ich liebe dich und breche Susi das Herz,“ stöhnte sie auf und ließ sich, zerrissen von dem Zwiespalt ihrer Gefühle, aufschluchzend auf ihr Bett sinken.

14. Kapitel.

In traulichem Plaudern saßen die beiden jungen Mädchen am folgenden Sonntag-Nachmittag in Susis gemütlicher Stube, als ein schrilles Telephongeklingel Susi mitten im

Sätze abbrechen ließ. Wenige Augenblicke später meldete auch schon das Stubenmädchen:

„Herr Assessor Krüz läßt sich den beiden Damen empfehlen, und er wäre in einer guten halben Stunde zum Tee hier.“

„Wußte der Herr Assessor denn, daß Fräulein Berthold hier ist?“ fragte etwas befremdet Sufi.

„Mein, gnädiges Fräulein, der Herr Assessor hat mich erst danach gefragt.“

Als das Mädchen wieder draußen war, erhob sich auch Christine und sagte:

„Sei mir nicht böse, Sufikind, wenn ich schon aufbreche, aber ich möchte gerne nach Hause fahren und recht früh schlafen gehen, da ich mich schon seit einigen Tagen elend fühle.“ Ihr blaßes Gesicht schien ihre Worte auch zu rechtfertigen.

„Aber nein, Christel, keinesfalls darfst du dann bei diesem Wetter weggehen — komm, lege dich hier auf mein Ruhebett, ich pflege dich und — —“

Abwehrend hob Christine die Hände.

„Laß mich nur gehen, Liebes, gerade dieses stürmische Winterwetter wird meinen Nerven gut tun, denn in der Woche komme ich ja kaum mal an die Luft.“

„Na, da wird ja Werner schön enttäuscht sein, wo er doch extra nach dir gefragt hat,“ meinte etwas lauernd Sufi.

Ein eisiger Schreck durchfuhr Christine. Doch sie faßte sich in der Sekunde.

„Sollte sein Fragen nach mir wohl nicht eher dahin zu deuten sein, daß er sich auf das Zusammentreffen mit der Sekretärin seines Vaters sozusagen einstellen möchte?“

Christine wußte, wie häßlich diese Verdächtigung Werners jetzt war. Doch sie benützte sie zugleich als Waffe gegen ihre eigene Schwäche. Und sie bemerkte ja auch sofort die erlösende Wirkung ihrer Worte in den Mienen der Freundin. Sufi hatte sich schon viel zu sehr in die Rolle der reichen Erbin hineingelebt, um Christinens Worte nicht wirklich ernst zu nehmen. Natürlich konnte der Sohn des reichen Handelsherrn seine Erkundigung nach der Freundin Anwesenheit nur in dem eben angedeuteten Sinne gemeint haben. Sie fing zwar an, Werners absolut vornehme Gesinnung mit vielen Worten zu verteidigen, aber ihr Gesichtchen strahlte doch in wiedergewonnener Sicherheit, Glück und Dankbarkeit gegen das Schick-

sal. Bärtlich streichelte sie nun die Freundin, hüllte sie in ihren Mantel und küßte sie mehrmals innig beim Abschied.

„Werde mir ja nicht krank, Christelchen, gelt? Ich komme morgen nach dir sehen.“ Und sie stopfte trotz allen Wehrens schnell noch einige Süßigkeiten in der Freundin Manteltasche, nur aus dem Bedürfnis heraus, der Jugendgespielin etwas Liebes zu erweisen.

Als sie draußen an der Haustüre sich trennten, schlang Christine in plötzlicher Aufwallung die Arme um Sufi, und ihr „Dank, dank, du liebes, treues Schwesterherz“ klang wie ein unterdrücktes, wehes Weinen, fast wie ein letzter Abschied.

An der Gartenpforte drehte sie sich noch einmal um. Doch die helle Gestalt unter der Haustür war verschwunden, und das Haus lag in völligem Dunkel. Da wendete sich Christine, anstatt der Stadt zuzugehen, rasch nach links. Hier war sie sicher, Werner Krüz nicht zu begegnen, der ja von dorthier kam. Sie fühlte nicht den eisigen Sturm um sich her, denn ihre Gedanken liefen ihr wie tolle Kreisel im Kopfe herum. Felsenfest stand ihr Entschluß, dem gütigen Kinde da drinnen in dem schönen reichen Hause das ersehnte Glück an der Seite des ihr ebenbürtigen Mannes nicht zu zerstören. Sie wußte, daß sie jetzt einen Kampf mit sich selbst zu führen hatte, bei dem sie alle die ihr eigene zähe Energie benötigte. Um jeden Preis galt es nun, ein Wiedersehen mit Werner Krüz zu vermeiden — selbst auf die Gefahr hin, ihre Stellung, ihre Freunde, ja sogar — Hamburg verlassen zu müssen.

Sie stand jetzt auf dem Landungssteg der Station „Teufelsbrücke“ und blickte dem von Hamburg kommenden Dampfer entgegen, der sie dorthin wieder mitnehmen sollte.

Noch ganz in ihre Gedanken versunken, wehen Herzens Pläne schmiedend, wie und wo sie wohl ihr künftiges Leben beginnen wollte, schrak sie aus ihrer Versunkenheit auf, als der Dampfer eben wuchtig gegen das Bollwerk der Landungsbrücke anprallte, und der Boden für Augenblicke unter ihren Füßen zu wanken begann. Und da eilten auch schon die zuerst Ausgestiegenen auf dem schmalen Weg neben ihr vorüber. Hastig schritt sie nun auch dem Schiffe zu.

Plötzlich fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, ihr Fuß stockte, und es war ihr, als

müsse sie laut um Hilfe schreien. Wenige Schritte nur vor ihr stand ja doch — er — vor dem sie geflohen war, den sie um jeden Preis meiden wollte — Werner Krüß! Er hatte heute einmal ausnahmsweise statt der Straßenbahn den Dampfer benutzt.

An ein Entfliehen war nicht mehr zu denken, denn kaum hatte er Christine erblickt, sprang er mit einem Satz über das trennende Geländer und faßte stürmisch ihre bebenden Hände.

„Herrgott, nenne ich das doch ein Glück, Fräulein Berthold — Sie hier ganz allein und bei dieser Kälte! Wollen Sie denn nach der Stadt — mein Gott, ich hörte doch vorhin, daß Sie bei Susi seien — —“

Kein Wort kam über die Lippen der todbleichen Christine.

Der Dampfer läutete zur Abfahrt, die Mitfahrenden stiegen alle ein — sie stand noch immer wie angewurzelt und starrte entgeistert in das freudig bewegte Gesicht vor sich.

Wieder mahnte die Schiffsglocke zur Abfahrt.

„Lassen Sie mich — gehen Sie!“ rief sie und wollte in der Dunkelheit zum Dampfer enteilen.

Doch Werner kam ihr zuvor. Wie eiserne Klammern legten sich jetzt seine Hände um ihre Arme.

„Nein“ — rief er zornig, „ich lasse Sie nicht, Christine, bis Sie mir gesagt haben, was Sie so ungerecht gegen mich macht, daß Sie mich fliehen wie Ihren schlimmsten Feind.“

Niemand war mehr in ihrer Nähe. Sie hörten unter sich das glucksende gurgelnde Wasser, der Sturm heulte und zerrte in ihren Kleidern — das dumpfe Schnauben und Stampfen der Schiffsmaschine klang wie ein heftiges Grollen herüber, und nun — ein tiefer, weher Seufzer entrang sich Christinens Lippen gleich einem Stöhnen — das Schiff drehte eben ab von der Landungsstelle und glitt sicher und schnell auf dem Wasser dahin.

Das junge Mädchen wußte, daß jetzt ihre Schicksalsstunde nahte, und eine unheimliche Ruhe kam über sie.

„Wer gibt Ihnen ein Recht, mich auf diese Weise hier zurückzuhalten, Herr Krüß?“ fragte sie nun mit kühler Stimme.

„Meine grenzenlose Liebe zu Ihnen, Christine —“ sagte er, sie loslassend.



Max Haber: Violette.

Da ging ein Zittern durch ihren Körper, und sie mußte sich an dem Geländer festhalten. Sie fühlte, wie sie schwach wurde, und wagte nicht, den Blick zu ihm zu erheben, aus Furcht, er möchte darin ihre ganze Seligkeit erblicken. Leise stammelte sie nur noch:

„Gehen Sie, ach, gehen Sie und — und — die kleine Susi — wartet ja — —“

„Ist das alles, was Sie mir zu antworten haben, Christine?“

So mutlos und traurig hatte er die Worte hervorgestoßen, daß sie nun doch zu ihm aufblickte. Und es traf ihn ein Blick, so weh, und doch so voll tiefer, unverhüllter Liebe, daß er jubelnd die Arme ausbreitete und sie an sich zog.

„Du — du — mein Einziges, o sag', daß ich recht in deinen Augen gelesen habe, daß du mein — mein — ganz mein bist?“

„Ja, Werner, ich liebe dich in alle Ewigkeit, und doch — müssen wir uns lassen,“ flüsterte sie wie ersterbend an seiner Brust.

„Jetzt, wo ich dich endlich, endlich gefunden habe, Liebste? Nein! Nun soll keine Macht der

Erde dich mir je wieder entreißen können!“ Und er bedeckte ihren Mund — ihre Augen — ihr ganzes geliebtes Gesicht wieder und wieder mit heißen Küffen.

Da schloß sie die Augen, und um sie her versank die Welt der Pflichten und Rücksichten in ein Meer von schrankenloser Seligkeit.

* * *

Schon frühzeitig begab sich Christine am anderen Morgen nach dem Geschäft. Die halbe Nacht hatte sie wach gelegen und aus all dem Wirrwarr ihrer Empfindungen sich zu dem Entschluß durchgerungen, gleich am nächsten Morgen ihrem Chef zu kündigen. Es schien ihr dies vorläufig die einzig reinliche Lösung ihres Verhältnisses zu dem Vater ihres Geliebten. Sie wollte und durfte dem alten Herrn keine Komödie vorspielen, ihm nicht die Rolle zumuten, täglich ahnungslos der Geliebten seines Sohnes gegenüberzusitzen.

Noch wußte sie ja selbst nicht, wie sich die Dinge nun weiter gestalten würden, denn sie hatte gestern abend in ihrer Angst und Verwirrung Werner fast fluchtartig plötzlich verlassen, um in den von Blankenese kommenden Dampfer einzusteigen und nach Hamburg zurückzufahren. Werner wollte sie benachrichtigen, wann und wo sie sich wieder sehen könnten. — Sie hätte aufjauchzen mögen, wie sie jetzt wieder an den Geliebten dachte und an all das namenlose Glück, das nun über sie gekommen war.

Aber sie durfte jetzt am hellen Tage nicht träumen, sie mußte sich beeilen, wenn sie das Kündigungsgesuch noch schreiben wollte, ehe der Chef kam. Und während sie nun das Schreiben verfaßte, wurde sie ruhiger und ruhiger. Als sie dann aber an ihre arme kleine Susi dachte, fühlte sie einen Stich mitten im Herzen, und es schien, als senkte sich ein Schleier über ihr eben noch so heiteres Glück: War es nicht doch mit dem Unglück der Freundin erkaufte? Oder hätte sie doch nur schließlich ihr eigenes Glück zerstört, wenn sie Werner gestern wieder zurückgestoßen hätte, ohne Susi dadurch dem ersehnten Ziele auch nur einen Schritt näher zu bringen?

Ihre Betrachtungen wurden durch den Eintritt des Chefs jetzt unterbrochen.

„Na, was gib't's Neues, Fräulein Berthold?“ fragte er gut gelaunt, „haben Sie den Sonntag gut verbracht?“

Er bekam jetzt öfter solche leutseligen Anwandlungen Christinen gegenüber.

„Danke ja, Herr Krüß,“ sagte sie leise, so daß er einen Augenblick aufsaß. Mechanisch hatte er dabei schon nach dem Stapel eingelaufener Post gegriffen und als erstes Christinens Schreiben erwischt. Höchstes Erstaunen prägte sich auf seinem Gesicht.

„Und warum kündigen Sie, Fräulein Berthold? — Es ist doch sonst üblich, in einem Entlassungsgesuch auch dessen Gründe anzuführen.“ Ärgerlich klang seine Frage, die gute Laune schien für heute geschwunden.

„Verzeihen Sie, Herr Krüß — aber ich wollte keine Unwahrheit schreiben, da ich den wahren Grund doch nicht angeben kann.“

„Was heißt das — Sie können die Gründe nicht angeben? — Wünschen Sie etwa eine weitere Gehaltsaufbesserung?“

„O, nein — nein — nicht das ist es. Sie waren ja erst vor wenigen Tagen so gütig, mir selbst diese hohe Aufbesserung anzubieten,“ kam es gequält zurück.

Nun wurde der alte Herr doch aufmerksamer. Da mußte doch irgend etwas dahinter stecken, und er sollte nicht Friedrich Krüß heißen, wenn er das nicht herausbekäme. „Wäre sie nur nicht diese verdammt tüchtige und brauchbare Person,“ dachte er, „so könnte sie ja hingehen, wo der Pfeffer wächst!“ So aber lag ihm daran, sich diese wertvolle Arbeitskraft zu erhalten, und es galt also nur, das richtige Mittel hierbei anzuwenden. Und so forschte er nun interessiert weiter.

„Ist Ihnen hier im Geschäft irgendwer zu nahe getreten?“ — „Also nicht — hm — so sind es demnach private — ich meine, Familienverhältnisse, die Sie zu dieser Kündigung veranlassen?“

Nicht sogleich kam eine Antwort. Christine schluckte ein — zweimal, ehe sie ein sicheres „Ja“ herausbrachte. Dann fügte sie aber schnell hinzu:

„Ach, Herr Krüß, verzeihen Sie, wenn ich undankbar scheine, ich kann nicht bleiben, und den Grund dafür kann ich nicht nennen, weil ich jetzt nicht allein über mein Handeln bestimmen — weil — weil auch eine andere Person mit dieser Angelegenheit zu tun hat.“

Da schlug sich Krüß gegen die Stirn und rief fast freudig, daß er nun doch hinter ihre Schliche gekommen war:

„Aha — also heiraten will man? Sieh da!“ Resigniert schüttelte Christine das Haupt und hob wie abwehrend die Hände.

Nun aber war es mit der Geduld des alten Herrn zu Ende.

„Na, zum Kuckuck, wenn's auch das nicht ist, und Sie eben unbedingt nicht mit der Sprache herauswollen, dann kann ich Ihnen auch nicht helfen,“ schrie er erbozt über seine mißlungenen Bemühungen mit ihr. Und indem er sich schon mit den eingelaufenen Briefen beschäftigte, knurrte er noch einmal vor sich hin:

„Wird wohl irgend so'n Windbeutel dahinter stecken.“

15. Kapitel.

In der behaglich durchwärmten kleinen Wirtsstube eines Gasthauses, weit draußen vor Hamburg, waren Werner und Christine an diesem Abend eingekehrt. Das rosige Licht der elektrischen Tischlampe beleuchtete zwei strahlende, glückliche Menschenkinder, die da vor einem entzückenden „Tischlein deck dich“ Platz genommen hatten. Schon mittags hatte Werner das kleine Abendessen telephonisch vorausbestellt und Christine eben im Auto hierhergebracht. In der Stadt wollte er sich nicht eher mit Christine öffentlich zeigen, bis sie offiziell als seine Braut bekannt war. Und so mußten sie vorläufig zu dieser süßen Heimlichkeit ihre Zuflucht nehmen, wenn sie sich sehen und sprechen wollten.

Sie waren die einzigen Gäste in dem kleinen Raum. Christine hatte daher schnell ihre erste zaghafte Scheu überwunden und gab sich nun so heiter und kindlich in ihrem Glück, wie Werner sie nie zuvor gesehen hatte. Er kannte sie fast nur ernst und zurückhaltend in seiner Gegenwart. Als er sie nun zum ersten Male so richtig lachen, so von ganzer Seele glücklich sah, da kannte auch sein Entzücken keine Grenzen mehr, und er zog stürmisch ihre Hände an seine Lippen:

„O du, wie bin ich doch so unmenſchlich glücklich — Liebe, Süße du!“

Da strahlte sie ihn aus ihren braunen Augen glücklich an, und leise flüsterte sie:

„Nicht glücklicher als ich, Werner — denn seit gestern erst weiß ich ja, was eigentlich glücklich sein bedeutet.“ Und sich in ihren Sessel zurücklehrend, fuhr sie weich fort: „Man möchte jetzt nur noch Gutes tun, nur beglücken und nur noch frohe, glückliche Gesichter um sich sehen.“

Der Eintritt des Kellners unterbrach jetzt für Augenblicke ihre Unterhaltung, und Werner hörte noch, wie sie tief, fast schmerzlich aufseufzte. Da wußte er, daß ihre Gedanken nun bei Susi weilten, daß ihr Glück sie wie ein Schuldbewußtsein gegen die Freundin anmutete. Er drückte ihr nur noch verstohlen die Hand, und ihre Blicke trafen sich in innigem Verstehen.

Dann begann er, während sie sich die köstlichen Dinge, die Werner mit Sorgfalt und Kenntnis für sie ausgewählt, schmecken ließen, von sich, seinem Berufe und seinen Eltern zu sprechen.

Da legte Christine hastig das kleine Obstmesserchen aus der Hand und sagte:

„Ach Gott, Werner, ich habe dir ja noch gar nicht die Hauptsache gesagt, nämlich, daß ich heute meine Stellung bei deinem Vater gekündigt habe.“



Georg Jakobides: Kinderstreit.

Erstaunt horchte Werner auf. Doch als ihm Christine die Beweggründe ihres Entschlusses dargelegt hatte, billigte er diesen durchaus.

„Mein Vater wird natürlich erst unser heftigster Gegner sein, da er das Glück des Lebens eben von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus betrachtet als wir. Da ich jedoch, solange ich hier noch als Assessor beim Gericht tätig bin, noch gänzlich von ihm abhängig bleibe, so wäre an unsre Heirat noch lange nicht zu denken, mein Liebling. Ich habe mir nun so weit alles reiflich überlegt, wie ich auch gegen den Willen meines Vaters mein Ziel erreichen kann.“ Und er berichtete der Geliebten, wie er mit seinem Freunde, dem bekannten Hamburger Rechtsanwalt Wulffen sich zu assoziieren gedenke und also schon bald aus dem Richterstande ausscheide. „Ich bin ja in Hamburg überall bekannt, und mein Einkommen wird mir sicher schon in kürzester Zeit gestatten, mir ein eigenes Heim zu gründen und dich als mein geliebtes Weib darin schalten und walten zu lassen.“

Selige Schauer überrieselten die tieferglühende Christine. Mehr und mehr kam ihr die beglückende Wirklichkeit zum Bewußtsein. Daß sie in Zukunft nicht mehr sich allein überlassen war, daß sie ein eigenes Heim haben und beschirmt und beschützt von dem geliebtesten Menschen fürderhin leben sollte — das alles erschien ihr, der Eltern- und Heimatlosen, wie ein märchenhafter Traum, aus dem das Erwachen furchtbar sein mußte. Und wie, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träume, daß dies alles wahr sei, tastete sie über den Tisch hinweg nach seiner Hand und sagte mit etwas bedrückter Stimme:

„O Werner, wie gut du bist! Und daß ich doch so arm an Geld und Ansehen sein muß!“

Da lachte er lustig auf: „Was, Geld und Ansehen willst du auch noch haben, du kleine, anspruchsvolle Person — welche Gegenwerte hätte ich denn da noch in die Wagschale zu werfen?“

„Du machst dich lustig über mich, und doch legen die Menschen soviel Wert darauf — gerade bei einer Frau.“

„Vielleicht bei irgendeiner Frau sonst. Bei meiner Frau wird es ihnen genügen, daß ich, Werner Krüß, sie für würdig befunden habe, sie zu heiraten. Ich möchte es jedenfalls keinem geraten haben, eine andere Auffassung zu

äußern,“ schloß er mit einem kleinen Anflug von Hochmut.

„Und — deine Eltern?“ Fast schüchtern klang die Frage. „Es ist für mich so traurig, daß ich die Ursache eines Zwistes zwischen dir und deinen Eltern werden soll.“

Werner atmete etwas erleichtert auf, als der wiedereintretende Kellner ihn einer sofortigen Antwort entthob, denn er hätte im Augenblick nicht gewußt, was er erwidern sollte. Daß sein Vater sich mit Händen und Füßen gegen diese Verbindung sträuben würde, ihm vielleicht auch mit Enterbung drohte, damit rechnete Werner. Aber er wußte auch, wie sehr ihn der Vater liebte, und daß er auf die Dauer doch nicht seine Weigerung aufrecht erhalten würde, wenn es um das wahre Glück des Sohnes ging. Es würde seinen Stolz tief verletzen, daß sein einziger Sohn eine arme Angestellte zur Frau nahm. Andererseits aber legte der alte Herr dem moralischen Werte eines Menschen eine mindestens ebensoviele Bedeutung bei wie seiner gesellschaftlichen Stellung. Dieser Gedanke beruhigte ihn fast schon in der Beurteilung des Vaters betreffend Christine, denn musterhafter konnte ein junges Mädchen nicht leben, als sie es tat. Und ihre Erziehung im Waisenhaus hatte es ihr ermöglicht, sich in allen äußeren Gewohnheiten des Lebens wie ein durchaus wohlerzogener Mensch zu geben. Den Mangel an Schulbildung aber, wie sie sonst die jungen Mädchen guter Familien genossen, hatte sie durch ihren eisernen Fleiß und noch mehr durch ihr großes Interesse für fremde Sprachen absolut beseitigt. Dies alles wußte ja auch Vater Krüß selbst recht gut, da er doch Christine tagtäglich um sich hatte und zu Hause auch nicht hinter dem Berge hielt mit seiner Zufriedenheit über ihre Pflichttreue, ihre unbedingte Zuverlässigkeit und ihre auffallende Intelligenz. „Das Mädchel kapiert doch a tempo die verwickeltsten Geschäftsvorgänge, es ist wirklich eine Lust, mit ihr zu arbeiten,“ hatte er erst vor ganz kurzer Zeit geäußert. Ja, das alles wußte der Vater von Christine sehr genau — was er aber nicht wußte, und wofür er überhaupt nicht das geringste Augenmerk hatte, das — ja, das war das an Christine, das der Sohn mit allen Fasern seines jungen heißen Herzens liebte. Er blickte nach ihr hinüber, wie sie dasaß, das weiße Gesicht mit den wundervollen braunen Augen rosig beleuchtet von der Tischlampe, die

auch ihren Schein warf auf das flimmernde bronzefarbene Haar, das in der Mitte gescheitelt das feine Gesicht einrahmte und am Hinterkopf in einen losen Knoten verschlungen war.

„Nun,“ fragte sie verschminkt lächelnd, „was ist wohl das Ergebnis deiner inneren und äußeren Betrachtungen?“ Sie hatte ihn in seiner Versunkenheit beobachtet, da der Kellner abgeräumt und sie noch auf seine Beantwortung ihrer Frage wartete.

„Daß du für mich das liebenswerteste Geschöpf auf Gottes weiter Welt bist, meine süße Christel, und daß sich meine Eltern dieser Erkenntnis ganz gewiß nicht auf die Dauer verschließen können.“

„Wollte Gott, es wäre so, Werner. Meine Kindesliebe würde grenzenlos sein mein ganzes Leben lang — habe ich doch selbst nie Elternliebe genossen.“

„Armes du — so hast du nie die Eltern gekannt — gar keine Erinnerung an sie?“

„Nichts weiß ich von ihnen, nicht, wer sie waren, nicht, was sie waren. Ja, ich weiß nicht einmal, wo sie starben. Sie sollen im Süddeutschen begraben sein. Man hat mir vom Waisenhaus auf zwei Anfragen noch nicht darauf geantwortet. Ich möchte doch wenigstens das Grab meiner armen Eltern kennen. Wahrscheinlich ist es ihnen zu unwichtig, und wer weiß, ob meine Eltern nicht sehr arm gestorben sind. Ich weiß ja auch gar nichts von ihnen, und nun will ich schon deinetwegen im Waisenhaus genau darüber Bescheid erfragen. Nicht wahr, Werner, du willst doch wenigstens wissen, wen du heiratest?“

„Darüber kann mir auch das Waisenhaus keinen Aufschluß mehr geben, du Dummerchen, da ich das ja mit meinen eigenen Augen wohl am besten beurteilen kann. Vielleicht hat man aber mit Absicht dir nicht geantwortet.“

„Wieso meinst du das?“

„Nun, es könnte doch sein, daß das Ende deiner Eltern — hm — ich meine, daß man deine Gefühle schonen will, daß — ach, Liebes, quäle dich doch nicht mit Vergangenen. Wer weiß, wozu es gut ist, daß du nichts davon erfährst. Das alles weckt ja schließlich auch keine Toten mehr auf, und nur den Lebenden hat man Rechnung zu tragen.“

„So glaubst du, daß — daß sie — Unwürdige des Lebens waren?“ fragte sie jetzt stockend.

„Aber nein — nein. Im Gegenteil, ich fürchte vielmehr, daß sie irgendwie ein so trauriges Ende gefunden haben — hm — wie soll ich das ausdrücken — na also, ich vermute, daß sie irgend eines grausamen Todes gestorben sind, und daß man dies vor dir verheimlichen will. — Siehst du, nun bist du traurig und erschrocken, und das sind doch alles nur Vermutungen —“

Da richtete sie sich mit ihrer gewohnten Energie wieder auf. „Nein, Werner, ich bin nicht traurig, ich erschrak nur einen Augenblick bei dem Gedanken an ein solches Ende meiner Eltern. Du hast recht — ich will die Toten ruhen lassen — vielleicht ist es für uns alle am besten so.“ Sinnend waren ihre Augen sekundenlang wie forschend in die Ferne gerichtet.

Ein leiser Händedruck Werners zog sie in die Gegenwart zurück: „Komm, Liebste, wir müssen aufbrechen.“

„Noch ein paar Worte, Werner,“ bat sie zögernd, „ich habe nicht eher Ruhe, bis ich dies noch vom Herzen herunter habe — Susi! — Sag, wie soll sie es erfahren, daß ich sie um ihr ganzes Glück betrogen habe, und daß ich ihr den Geliebten geraubt?“ Ihr ganzes großes Schuldgefühl sprach aus diesen schmerzlich hervorgestoßenen Worten.

Da stand Werner rasch auf, sprang um den Tisch herum und küßte sie hastig ein — zweimal stürmisch auf den Mund: „du liebe törichte Deern, welch' große Worte —, um ihr Glück betrogen! — den Geliebten geraubt!! — für die kleine, verwöhnte Susi! Hab' nur keine Sorge, sie wird mich „herrlichen“ Menschen schon recht rasch verschmerzen und, wenn sie erst den Richtigen gefunden, dir noch sehr dankbar sein, daß du dich rechtzeitig meiner erbarmt hast.“ Er lachte und scherzte, indem er Christine sorglich in Pelz und Mantel hüllte.

Und als sie dann auf der Heimfahrt beschloffen, der Freundin bei der ersten Gelegenheit die volle Wahrheit zu sagen, zog sich Christines Herz schmerzlich zusammen, wenn sie an Susis wehes Gesichtchen dabei dachte.

(Fortsetzung folgt.)